

Hanne Trautwein und Hermann Lenz, „Das Innere wird durch die äußeren Umstände nicht berührt“. Der Briefwechsel 1937–1946, hg. von Michael SCHWIDTAL, Berlin: Insel Verlag 2018. 1073 S. mit 38 Abb. ISBN 978-3-458-17772-2. Kart. € 48,-

„Jeder Roman“ sei, so Heinrich Böll „wenn nicht utopisch, historisch“. In besonderer Weise gilt dies für den Roman-Zyklus, den Hermann Lenz geradezu als Jahrhundertbild mit Stuttgart und dessen Umgebung geknüpft hat. Er ist neunbändig als „Eugen-Rapp-Romane“ in die moderne Literaturgeschichte eingegangen. Gewiss: Romane gehören nicht zu den verlässlichen Quellen des Historikers. Aber sie können Hintergrundstimmungen ausleuchten, also Empfindungen und Wahrnehmungen vermitteln. Der über knapp zehn Jahre sich erstreckende Briefwechsel zwischen Lenz und seiner späteren Frau ermöglicht, durch zusätzliche Überlieferungen die zeithistorische Substanz seiner Gegenwartsromane zu ermessen. Lenz lebte bis Mitte der siebziger Jahre in der Stuttgarter Birkenwaldstraße 202. Sein Protagonist Eugen Rapp ist sein Alter Ego, steht wie er beobachtend auf dem schwankenden Grund seiner Gegenwart. Mit dem Briefwechsel rückt seine Frau, die Münchener Kunsthistorikerin Johanna Trautwein, in den Blick – mehr noch: sie wird als ihm ebenbürtige Schriftstellerin sichtbar.

Eigentlich mutet es angesichts der Zeitnähe und -dichte paradox an, dass Lenz sich nicht als in seine Gegenwart verstrickter „Zeitgenosse“ fühlen wollte. Er beobachtete den Wandel der Lebensverhältnisse, der Empfindungen, nicht zuletzt des Habitus und der Kultur und wurde so zu einem der präzisesten literarischen Chronisten der Stuttgarter Kulturgeschichte der fünfziger und sechziger Jahre. Lange Zeit erreichten seine Bücher eine nur kleine Lesegemeinde, bis Lenz von Peter Handke entdeckt und wenig später als Büchner-Preisträger gewürdigt wurde. Lenz pflegte unbeeinflusst davon seine Zugehörigkeit zu einem „inneren Kreis“ und fühlte sich trotz später Anerkennung als „Wanderer“, als „Fremdling“ in seiner Gegenwart.

Mit seinem Roman „Neue Zeit“ stützte er sich, das zeigt sich jetzt, auf seinen Briefwechsel, entführte er seine Leser auch erst vier Jahrzehnte später (1975) in die Zeit von 1937 bis 1946. Er lebte als Student lange bei seinen Eltern in Stuttgart, besuchte dort Kinodarbietungen, träumte sich in seiner Dachkammer mit Büchern in andere Zeiten und Lebensverhältnisse. Seine spätere Frau war als „Halbjüdin“ mit anderen Realitäten konfrontiert, so wie später Lenz als Soldat der Wehrmacht an der Ostfront. Seine Grundstimmung: „Beiseite stehen und ein schmerzhaftes Gefühl haben“ änderte sich nicht durch die Bekanntschaft mit seiner geistes- und seelenverwandten Kommilitonin, die seine Grundhaltung verstand und teilte. Als „Falschreligiöse“ stand sie außerhalb der deutschen Gesellschaft. Lenz aber stand an ihrer Seite. Seine innere Distanz wirkt sich nun im Mitempfinden einer Bedrängnis aus, ohne diese Haltung zu stark zu akzentuieren. Der Briefwechsel lässt die Veränderungen der politischen Verhältnisse, der Entrechtung der Juden, die Gleichschaltung und auch die Verrohung der damaligen Gesellschaft deutlich werden, ohne Entrechtungen, Sorgen und Gefahren zu dramatisieren. Hermann Lenz und Hanne Trautwein verfolgen ihr Ziel: Die Wirrnisse, die Beschwerden und Gefahren zu überstehen, sich aufzubewahren für das schönere Danach. In ihren Briefen beschreiben genau ihre Umgebung, Menschen, Landschaften, Lebensverhältnisse, nicht zuletzt Empfindungen, Stimmungen und Hoffnungen. Beide bewahren sich vor den Sogströmungen ihrer Zeit, umkreisen schreibend die Zeitverhältnisse und hinterlassen mit diesem Briefwechsel ein gemeinsames, umfangreiches schriftstellerisches und zugleich zeitdiagnostisch gehaltvolles Werk als Ergebnis ihres auf das Schreiben angewiesenen Willens zu überleben, ohne sich durch Widrigkeiten niederdrücken zu lassen.

Schreibend zu existieren und zugleich Distanz zu wahren, bedeutet allerdings eine ständige Auseinandersetzung mit Eindrücken und neuen Situationen. Wie dies in der Auseinandersetzung mit den Stuttgarter Lebensverhältnissen, mit Kinokultur und Literatur, mit Studieninhalten gelang, macht dieser Briefwechsel deutlich. Er hat nicht nur literaturhistorisch, sondern als historische Quelle eine besondere Bedeutung. Denn in den Briefen spiegeln sich viele der Wahrnehmungen, die Lenz in seinem dritten „Eugen Rapp“ beschrieben hat, fast in dokumentarischer autobiografischer Dichte. Die Fußnoten des überaus umsichtigen und sorgfältigen Herausgebers belegen dies.

Nach der Einberufung zur Wehrmacht wird Lenz zunächst nach Frankreich versetzt und fühlt sich durch viele Eindrücke nicht nur bereichert, sondern geradezu kultiviert. Seit Oktober 1941 liegt er dann in Peterhof bei Leningrad und belagert eine Millionenstadt. Er empfindet Mitverantwortung, Schuld, beschönigt nichts, sondern schildert persönliche Gefährdungen und soldatische Gefahren, nicht zuletzt aber die Verbrechen des Krieges. Er nimmt die Folgen eines Rassen- und Weltanschauungskrieges wahr, lässt sich nicht auf die nationalsozialistische Ideologie ein, beobachtet Menschen und Verhaltensweisen und kann so besser als manche kluge Abhandlung später Geborener Folge- und Anpassungsbereitschaft seiner Zeitgenossen erklären. Er bleibt auf der Suche nach Nischen des Überlebens.

Der Briefwechsel mit Hanne Trautwein belegt, dass sich beide Briefpartner auf gleicher Augenhöhe begegneten und austauschten. Johanna Trautwein deutet die Bedrängnisse der Judenverfolgung, die Entbehrungen im Alltag und die Folgen der Bombardierung an, Hermann Lenz schildert auch die kriegsbedingten moralischen Belastungen, beschwört geradezu als eine Art Flucht aus der Zeit seine Gleichmütigkeit und seinen Willen, sich selbst gegenüber den Bedrängnissen zu behaupten. Eine zufällige Begegnung im kunsthistorischen Seminar München 1937 mündete so nicht nur in eine unmittelbar nach dem Krieg geschlossene, wegen der Gleichsinnigkeit beeindruckende Ehe, sondern brachte einen zeit-historisch bedeutsamen Briefwechsel hervor. Wenn später Zeitgenossen behaupteten, nichts gesehen und nichts gewusst zu haben, so wird man hier eines Besseren belehrt, denn Kriegsverbrechen, Massenerschießungen und Deportationen werden – zurückhaltend, aber unverkennbar – angesprochen. Es gelingt Michael Schwidtal als Herausgeber dieses hervorragend kommentierten und zudem auf das literarische Werk von Lenz bezogenen Briefwechsels hervorragend, zeitprägte Empfindungen und Wahrnehmungen in der Ablehnung des NS-Staates zu deuten und die Kultur- und Zeitkritik an der Anpassungsbereitschaft und der als spießbürgerlich empfundenen Stuttgarter Gesellschaft zu vermitteln.

Lenz entflieht seiner Zeit, beschwört Utopien, phantasiert sich an den Bodensee und in längst vergangene Lebensverhältnisse; es geht dabei nicht nur darum durchzukommen, sondern sich als Persönlichkeit und in Würde im Wandel der Zeit zu behaupten. Dies bleibt das Thema seiner Rapp-Romane. Lenz macht dabei kein Geheimnis aus frühen politischen Fehlentscheidungen. Unter dem Einfluss des Vaters trat er einer Verbindung und schließlich der SA bei. Beide verließ er wenig später, blieb aber zunächst unter dem Einfluss seines Vaters, eines Kunstlehrers, der Hitlers Aufstieg begrüßte und seinen Sohn drängte, Offizier zu werden. Lenz lehnte dies ab. Korrigierend wirkte die Mutter, kunstbegabt und davor gefeit, die außenpolitischen Erfolge Hitlers beeindruckend zu finden.

Nach der rassenideologisch veranlassten Zwangspensionierung einiger seiner Lehrer musste Lenz nach München wechseln, um über die Kunstgeschichte des Schlosses Ludwigsburg zu promovieren. Daraus wurde zwar nichts, aus vielen und nicht nur kriegsbedingten

Gründen. In der Begegnung mit Johanna Trautwein, der Tochter eines zwangspensionierten Münchener Hochschullehrers, festigte sich seine innere Unabhängigkeit, fand er seinen Ruhepunkt in den dramatischen Zeitläufen. In den Briefen spiegeln sich neben Zeiterfahrungen und Kriegserlebnissen vor allem Leseerfahrungen. Beide schaffen sich eine zunächst erlesene und dann nicht nur beschriebene, sondern eine geradezu erscriebene Welt. Militärische Gefahren an der Front werden nicht zuletzt durch die Bedrohung von Hanna intensiver empfunden. So ist der Briefwechsel ein Zeugnis zweifacher Selbstbehauptung. Lenz lässt sich nicht auf die Denkvorstellungen der Nationalsozialisten ein, auch Hanna ist nicht bereit, sich wegzuducken. Dies wird exemplarisch deutlich, als sie Lenz eine Kunstkarte mit der Abbildung von Hans-Adolf Bühlers Gemälde „Heimkehr“ schickt (S. 331). Das Bild stellt den Prototyp nationalsozialistischen Kitsches dar und veranlasst Hermann Lenz, eine sarkastische Bildbeschreibung zu verfassen. Bühler leitete seit 1933 die Kunsthalle Karlsruhe und diente sich den neuen Machthabern an, indem er „Regierungskunst von 1918 bis 1933“ präsentierte und so die Diffamierung „entarteter Künstler“ antizipierte. So macht dieses Buch sogar auf Forschungslücken der Zeitgeschichte aufmerksam, denn eine Auseinandersetzung mit dieser frühen Karlsruher Ausstellung zur Verfolgung und Verfemung der Kunst nach 1933 steht noch aus.

Lenz und Trautwein schaffen sich im Briefwechsel eine eigene, ihre „innere“ Welt. Wenn die Spannung wissenschaftlicher Zeitgeschichtsschreibung darauf beruht, dass die Protagonisten ihren Ausgang nicht kennen, wie Eberhard Jäckel in einem wichtigen Aufsatz schrieb, so belegt der Briefwechsel dies und zeigt, wie Lenz und Trautwein die Unsicherheiten einer belastenden Zeit und einer ihnen verschlossenen Zukunft bewältigten. Die Briefe sind somit Zeugnis menschlicher Selbstbehauptung in historischer Ausnahmezeit und von einer Bedeutung, die weit über die Stuttgarter Stadt- und Kulturgeschichte weist.

Peter Steinbach

Lotte STRUB-RAYSS, Verdammt und entrechtet: Stuttgart – Basel – Moskau ... 16 Jahre Gulag und Verbannung, aus dem Nachlass hg. von Konrad RAYSS, mit einem kulturwissenschaftlichen Nachwort von Horst GROSCHOFF, Berlin: trafo Verlagsgruppe 2018. 660 S., 43 Abb. ISBN 978-3-86465-049-9. € 29,80

Vor vierzig Jahren erschien ein verstörendes Buch mit dem Titel „Auschwitz begann in Wuppertal“. Geschildert wurde ein jüdisches Schicksal, das in Wuppertal begann und in Auschwitz endete. Bei der Lektüre der Erinnerungen von Lotte Strub-Rayß drängt sich eine ganz ähnliche Assoziation auf. Ihr jahrelanger Weg durch die sowjetischen Zwangsarbeitslager des Systems Gulag begann in Stuttgart, denn dort lernte sie als junge Frau den Schriftsteller Friedrich Wolf kennen. In Stuttgart war Lotte mit zwei Geschwistern als Tochter eines später nach langem Klinikaufenthalt seiner „Geisteskrankheit“ erliegenden Architekten aufgewachsen. Die deprimierenden Umstände ihrer eigentlich bildungsbürgerlich geprägten Kindheit erinnern häufig wegen der erlittenen Züchtigungen allerdings stark an proletarische Lebensläufe. Hunger, Züchtigungen, auch sexuelle Übergriffe machten Lotte früh zum Objekt von Verwandten und ihres sadistisch veranlagten Bruders. Diese empfundene Verlassenheit erklärt vielleicht ihre spätere Sehnsucht nach Verlässlichkeit, nach vertrauensvollen Beziehungen und familiärer Geborgenheit. Und ausgerechnet diese Sehnsucht machte sie verletzlich, als sie den Schriftsteller Friedrich Wolf kennenlernte, der dies – so die Erinnerungen – ausnutzte.